

Valentin Groebner, *Wissenschaftssprache digital. Die Zukunft von gestern*. Universitätsverlag, Konstanz 2014. 176 S., € 16,90.

Noch ein Buch über den Kulturverfall im digitalen Zeitalter? Valentin Groebners Essay *Wissenschaftssprache digital* hat uns vor einer Neuauflage dieser derzeit so reich gepflegten Gattung bewahrt und mit durchaus heiterem Duktus und ausreichender Selbstironie sein Unbehagen in der digitalen Gesellschaft und ihrer Wissenschaft auf den Punkt gebracht. Groebner weiß, dass vieles so neu nicht ist, was die Propheten der schönen neuen digitalen Zukunft versprechen, noch dass unbedingt richtig ist, was die Kulturkritiker darüber behaupten. Schließlich ist er Mediävist, kennt die Debatten um die Einführung des Buchdrucks, und ist Historiker der Frühen Neuzeit, um mit den jahrhundertlang geführten Klagen über die Überfülle neuen Wissens bestens vertraut zu sein. Dass vor dem Lesen von Büchern einstmals eindringlich gewarnt wurde, weiß er nur zu gut. Sein Essay lädt zur Gelassenheit ein, weil ein Gutteil der gegenwärtigen Aufregung, dass im digitalen Zeitalter alles neu werde, nur die Wiederholung längst vertrauter Urteilsroutinen der Kulturkritik ist. Groebners Essay versichert uns, dass nicht viel Neues unter der digitalen Sonne zu finden ist.

Groebner setzt bei seiner eigenen Begegnung mit dem Versprechen einer besseren digitalen Zukunft ein und versucht in den einzelnen Kapiteln den rhetorischen Mechanismus aufzuzeigen, der diesen Dauerton der Überzeugung auf beiden Seiten erzeugt. Befunde aus der Geschichte neuer Medien seit dem Mittelalter, Belege aus der Science Fiction-Literatur und Beobachtungen zum Buch und seinem Gebrauch heute sind sein argumentatives Rüstzeug. Er geht zurück bis ins 11. Jahrhundert, um am damals neuen Typus des Gelehrten und seinen neuen Techniken zu belegen, dass schon vor tausend Jahren mit dem Anspruch aufgetreten wurde, Kristallkugeln des Wissens seien da und die hergebrachten Wissensordnungen wären angesichts dieser Neuerungen wertlos. Groebner verweist auf den Einfluss der Science Fiction-Literatur. Aus den Romanen William Gibsons oder Stanisław Lems hat das digitale Zeitalter seine Wörter wie ‚Cyber-space‘ oder ‚Firewall‘ entlehnt und Vorstellungen vom grenzenlosen Netz übernommen. In Anlehnung an Aby Warburg spricht Groebner von Pathosformeln, die den Mythos des Digitalen herstellen, den sie zugleich versprechen. Mehr noch sieht Groebner theologisch inspirierte Heils- oder Unheilsversprechen am Werk, so in der Rede von der Überwindung des Körpers, dem Glauben an die ewig junge und subversive Gegenkultur jenseits aller irdischen Einengungen oder der Angst vor dem Untergang, dem Verschwinden der Bücher, der Flut der Bilder. Das sind unverkennbar theologische Gattungen, folgert Groebner und bezieht sich dabei auf die ausführlichen Analysen Katharina Passigs, die die Standardsituationen der Medienkritik nicht erst gegenwärtig ausmachen. Nach

Groebner – und auch hier folgt er Katharina Passig – werden neue Medien zunächst als Gefährdung wahrgenommen. Prophetien schießen aus dem Boden. Schon das Grammophon oder das Kino, da war man sich sicher, würden zur Zerstreuung führen, Infantilisierungen seien unvermeidlich die Folge und niemand könne der Flut der Bilder mehr Herr werden. Der rhetorische Duktus der Debatten um neue Medien lehnt sich daher nicht zufällig an die Gattung Predigt an, gleich ob man nun für oder gegen die neuen Medien predigt, vor der drohenden Bilderflut warnt oder sie als Transformation des Materiellen ins Bild preist. Thomas Alva Edisons Verkündigung von 1912, dass die Tage des Buchs gezählt seien, weil neue Speichermedien aufkämen, und viele andere Überschriften wie die in der *New York Times* von 1992 „The End of Book“ kann Groebner nicht ohne Freude am Fund auflisten, um dann hinzuzufügen, dass heute allein in Deutschland jeden Tag mehr als 200 Bücher neu erscheinen – so viel zum Ende des Buchs. „Alles wird anders, nur nicht die neuen Medien“ (S. 25), zitiert Groebner zustimmend den Medientheoretiker und Netzaktivisten Geert Lovink.

In den weiteren Kapiteln handelt Groebner dann von den Wissenschaften, näherhin den Geisteswissenschaften und macht eine einfache Rechnung auf. In den Wissenschaften wird Zeit gegen Information getauscht. Zeit ist knapp, Information schier unendlich. Wissenschaft löst das Bewirtschaftungsproblem durch Filter, die nur wenig in möglichst kondensierter Form durchlassen. Solche Filter haben natürlich auch eine Geschichte, und Groebner kann auf so unterschiedliche Beispiele wie Erasmus' *Adagia* verweisen, die chinesische Enzyklopädie *Siku Quanshu* von 1773–1782 oder Merciers Phantasie von der Buchvernichtung in seinem Zukunftsroman *2440*. Erasmus wurde dafür kritisiert, dass seine Sammlung antiker Redewendungen das Vortäuschen von Wissen erleichtere und den Verfall der Gelehrsamkeit damit fördere. Das war 1503. Das Wissen zu ordnen und durch Zerstörung missliebiger, hier Mandschu-kritischer Bücher zu filtern war auch das Anliegen der größten Büchersammlung in der chinesischen Geschichte, der *Vollständigen Bibliothek der Vier Schätze*. Geholfen hat es gegen die steigende Flut der Bücher nichts, und Phantasien von der organisierten Verbrennung der viel zu vielen Bücher finden sich nicht nur bei Louis Sebastian Mercier im Jahr 1771.

Hier nun beginnt Groebners eigene Argumentation ins Schwanken zu geraten, denn sein Lob des Buchs als Wissensfilter wird von seinem Essay argumentativ immer weniger überzeugend eingeholt. Seine nachdenkliche Distanz gegenüber der Aufregung um das Digitale gerät vielmehr im Fortgang seines Buchs in das Fahrwasser der zuvor von ihm selbst so klar aufgeschlüsselten Kulturkritik. Bücher, so versichert uns Groebner im zweiten Teil seines Essays, seien diese notwendigen Filter im System des Wissens. Das will man gerne glauben. Aber die Sache ist doch ein wenig komplizierter. Und die These, dass das

Netz das Gegenteil des Buchs sei, weil sich hier alles ungefiltert im ständigen Fluss bewege, ist doch etwas zu schlicht. Groebner betont ja selbst, dass es das Netz im Singular nicht gebe. Damit hat er mehr Recht, als er argumentativ weiß. Die sehr kleine, überdurchschnittlich gebildete Gruppe, die in den letzten gut zehn Jahren *Wikipedia* zu der den hergebrachten Nachschlagewerken überlegenen Enzyklopädie gemacht hat, wäre ein Gegenbeispiel für das sehr wohl funktionierende Netz als Wissensfilter. Der *Brockhaus* oder die *Encyclopedia Britannica* sind nicht deshalb von den Verlagen aufgegeben worden, weil sie die besseren Wissensfilter gewesen wären, nur hat es keiner bemerkt. *Wikipedia* ist mit einigen Unterschieden im Einzelfall insgesamt verlässlicher und zugleich umfassender.¹ Wissen zu aktualisieren ist nicht nur in der Medizin nützlich. Daher sind Formulierungen wie „Feste Texte haben nämlich keine Korrektur-, Update- und Refresh-Funktion, sondern sind Ergebnis pur“ (S. 121) sachlich unrichtig, übrigens auch schon im Buchzeitalter, man denke nur an das zentrale Nachschlagewerk der Medizin, den *Pschyrembel*, das ebenso wie gedruckte Gesetzestexte ständig im Druck aktualisiert wurde, zu unserem Glück. Davon haben Verlage gut leben können. Von dem allen ist bei Groebner nicht ansatzweise die Rede. Und dass ganze Fächergruppen wie die Astrophysik beispielsweise längst selbstorganisierte Wege ihrer praktisch ausschließlich digitalen Publikation etabliert haben, ist Groebner entgangen. *ArXiv.org*² ist mit knapp einer Million elektronischer Artikel eine verlässliche Wissensquelle für Physiker, Mathematiker, Ökonometriker und noch eine Reihe anderer Fächer, die ganz selbstverständlich genutzt wird. Nach Groebners Argumentation dagegen kann es so etwas wie *ArXiv.org* nicht geben. Hier stößt sich der Essay hart an den Tatsachen.

Nun ist Valentin Groebner Geisteswissenschaftler und hat wie viele im Fach die Neigung, die Welt auf diesen kleinen Ausschnitt zu begrenzen. Dort sind elektronische Publikationsformate eher auf Rezensionen und Tagungsberichte beschränkt und die digitale Welt scheint noch draußen vor der Tür zu stehen. Aber auch das stimmt längst nicht mehr und das gilt etwa für einen kanonischen Bereich geisteswissenschaftlicher Arbeit, die Edition. War die *Neue Mozart-Ausgabe* ein Unternehmen, das für Bibliotheken in kleiner Auflage produziert wurde, so ist die diese Edition fortsetzende *Digitale Mozart-Ausgabe*³ ein weltweites Unternehmen, das jeden Tag mehr als hunderttausend Leser und

1 Um aus den unzähligen Vergleichsstudien nur eine zu nennen: Nicola J. Reavley u. a., „Quality of information sources about mental disorders. A comparison of Wikipedia with centrally controlled web and printed sources“. In: *Psychological Medicine* 42, 8 (2012), S. 1753–1762

2 <http://arxiv.org> (zuletzt abgerufen 9.5.2014).

3 *Digitale Mozart-Edition*, <http://dme.mozarteum.at> (zuletzt abgerufen 9.5.2014).

Musiker anzieht. Von der digitalen Bibliothek der Klassischen Philologie, der *Perseus Digital Library*,⁴ laden im Monat ca. 35.000 Leser griechische und lateinische Texte herunter. Und wer verlässliches Wissen über Charles Darwin sucht, wird unter *Darwin online*⁵ kritisch geprüfte Texte, Kontextmaterialien und neueste wissenschaftsgeschichtliche Forschungsergebnisse finden. Die Zahl solcher und ähnlicher Beispiele lässt sich leicht vermehren, die alle widerlegen, dass das geisteswissenschaftliche Buch ein privilegierter Filter für das gute Wissen sei. „Ein guter wissenschaftlicher Text ist ein Filter“ (S. 136) ist richtig, nur gilt er halt nicht bloß für gedruckte Bücher. Es gibt mehr Formate und Medien, als sich Medienwissenschaftler träumen lassen. Nicht nur in Groebners Essay taucht unversehens die altdeutsche Kulturphilosophie wieder auf und mit ihr dann auch die deutschen Muster der Kulturkritik, die gerne den Gegensatz von Zivilisation und Kultur, kalter technischer Rationalität und warmer (Buch-)Kultur, dem selten, wohl geformten Sinn für die Wenigen und den bloßen Meinungen der Massen bemühen. Auch Groebners Essay folgt am Ende nicht nur einem gängigen werkästhetischen Buchideal in den Geisteswissenschaften, sondern auch nur zu gerne dieser Rhetorik der deutschen Kulturphilosophie und gleicht sich damit unfreiwillig dem an, was er zuvor selbst mit klugem Blick ironisiert hat, dem über 50jährigen männlichen Vertreter in gehobenen Bildungsanstalten, der mal wieder vor den neuen Medien warnt. Man muss dagegen nur etwa den jüngsten *New York Review of Books*-Artikel des Buchhistorikers Robert Darnton⁶ oder das erhellende Buch zur Zukunft der Bibliotheken jenseits der traditionellen Bücher von Jeffrey Schnapp und Matthew Battles lesen,⁷ um zu ermesen, was nicht nur Groebners Essay alles nicht in den Blick nimmt. Auch sein Buch, das man mit viel Lust an der Nachdenklichkeit zu lesen beginnt, entgeht den allzu deutschen Debattenmustern am Ende dann doch nicht, die aufzuheben er angetreten ist.

Gerhard Lauer: Universität Göttingen, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, D-37073 Göttingen, E-Mail: gerhard.lauer@phil.uni-goettingen.de

⁴ *Perseus Digital Library*, <http://www.perseus.tufts.edu> (zuletzt abgerufen 9.5.2014).

⁵ John van Whye (Hg.), *The Complete Work of Charles Darwin online*, <http://darwin-online.org.uk> (zuletzt abgerufen 9.5.2014).

⁶ Robert Darnton, „A world digital library is coming true“. In: *New York Review of Books* 61,9 (22. Mai 2014), <http://www.nybooks.com/articles/archives/2014/may/22/world-digital-library-coming-true> (zuletzt abgerufen 9.5.2014)

⁷ Jeffrey T. Schnapp/Matthew Battles, *The Library Beyond the Book*, Harvard 2014. Vgl. auch <http://jeffreyschnapp.com/the-library-beyond-the-book> (zuletzt abgerufen 9.5.2014).